N12<527804752 021
LS
UBTÜBINGEN

Dem Liebgewordenen wieder und wieder abzusterben, ist einmal die Aufgabe der meisten Missionare. Doch in so wiederholter und schmerzlicher Weise wie Isenberg haben wohl wenige sie zu lösen bekommen. Ein Freund schrieb ihm nach dieser Rückkehr: „Du bist mir immer das Bild eines vom HErrn berufenen Missionars und kannst nicht den ersten Punkt finden, etwas Ordentliches auszurichten. Ein Anderer geht vielleicht zehnmal dürftiger ausgestattet hinaus, und der Herr krönt sein Werk und läßt ihn auf Einem Punkte seine Arbeit für sein ganzes Leben finden.“ Eben darnach gelüstete es jetzt unsern Isenberg. Und zu gleicher Zeit beschloß die kirchliche Missionsgesellschaft, die Arbeit an den gefallenen Kirchen des Morgenlandes aufzugeben, und sich hinfort ganz dem Dienst der Heiden zu widmen. Mit Freuden vernahm er ihre Weisung, daß er sich nach Bombay zu begeben habe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tinnewely-Mission.

Von diesem bedeutendsten Missionsfeld Vorderindiens, dessen wir schon vielfach gedachten (zuletzt 1865, S. 90 ff.), gibt ein Bericht des Bischofs von Calcutta, Dr. Cotton, eine lebendige Schilderung, der wir die folgenden Züge entnehmen.*) Wir erlauben uns dabei, Einiges kürzer zu fassen, schalten auch hie und da eine Berichtigung oder Ergänzung ein, ohne ängstlich des Bischofs Zeugniß zu unterscheiden, wo Solches nicht besonders nöthig scheint. Er berichtet:

Dr. Caldwell erzählt, daß er in einem englischen Pfarrhause einst Mann und Frau in heißem Streit über die Frage getroffen habe, wo Tinnewely liege, indem die Frau behauptete, es sei in Indien, ihr Gemahl aber darauf bestand: nein, in Süd-Afrika. Die wenigsten unserer Leser werden einer dahin zielenden Belehrung bedürfen, wohl aber läßt sich aus manchen Anzeichen schließen, daß

*) Ch. Miss. Intelligencer, May 1865, aus Calcutta Review.

viele derselben kaum einen Begriff haben von der Art und Ausdehnung des dortigen Werks. Theilweise tragen die Schuld davon gewiß die Missionare, deren Berichte oft nicht anziehend und lebendig genug geschrieben sind; aber der größere Theil derselben liegt doch an der Gleichgiltigkeit der Leser, die wohl von spannenden Erzählungen einen Eindruck behalten, aber einer auf vielen Punkten betriebenen, ruhig verlaufenden Arbeit geringe Theilnahme zuwenden und der Mehrzahl nach sich auch bei sorgfältig ausgearbeiteten statistischen Verzeichnissen wenig zu denken vermögen. Da finden dann (englische) Schriftsteller, die im Eisenbahn- und Telegraphennetz das einzige Heil Indiens sehen, leichten Eingang und brauchen sich kaum vor Zurechtweisungen zu fürchten, wenn sie mit eigenthümlicher Lust den Charakter der Missionare anschwärzen und den Erfolg ihrer Arbeit verkleinern. So durfte eine gelesene Zeitschrift die Behauptung aufstellen, die Zahl der eingebornen Christen in ganz Nord-Indien belaufe sich nur auf 8000 Seelen, während doch aus Dr. Mullens genauer Statistik der indischen Missionen zu ersehen ist, daß außer jenen im Bericht der kirchl. Gesellschaft genannten 8000 Seelen noch mehr als 18,000 in der Pflege anderer Gesellschaften stehen. Daher möchte es wohl der Mühe werth sein, einen Ueberblick über eine der gesegnetsten Missionen zu geben. Unsere Mittheilungen sind theilweise die Frucht von Gelesenem, theilweise von selbst Gesehenem. Und das dürfen wir jedenfalls versichern, daß indem wir eine Widerlegung derjenigen unternehmen, die ohne Prüfung das Missionswerk in diesem Lande unterschätzen, wir uns ernstlich hüten werden, es unsererseits nicht zu überschätzen. Wir werden durchaus nichts sagen, wovon wir nicht Augenzeugen waren, oder wofür wir uns nicht auf glaubwürdige Autoritäten berufen können.

Für Jemand, der nicht selbst in Tinnewely war, ist es schwer, sich einen richtigen Begriff von dem eigenthümlichen Charakter der Landschaft zu machen. Wenn der Reisende einen der Kirchthürme besteigt, die jetzt über das Land hin zerstreut sind, sieht er vor sich eine wellenförmige, feuerfarbige Ebene mit steifen, gerade aufstrebenden, dünnbewipfelten Fächer-Palmen besetzt, und nur da und dort durch einen Gürtel von reichem, frischem Grün unterbrochen. Diese unfruchtbaren Regionen werden Téri's genannt. Ein Téri ist nämlich ein sanft ansteigender rother Sandhügel, der keine andere Vegetation trägt als die Palmyra-Palme. Am Fuße des Hügels reichen unter-

irdische Quellen nahe an die Oberfläche herauf und machen es dem Landmann möglich, einen üppigen Garten von Bananen anzulegen, der dem sonst trostlosen Anblick der Gegend einigen Reiz verleiht. Diese Beschreibung paßt indeß nicht auf die ganze, sondern nur auf den südlichen Theil der Provinz, die durch den Tämraparni in zwei Hälften getheilt wird. Auf den Ghats entspringend, fließt derselbe zwischen der alten Hauptstadt Tinnewely (die der Provinz den Namen gab und sich ihres großen Schiwa-Tempels rühmt) und der englischen Station und Festung Palamkotta durch und ergießt sich endlich ein wenig südlich von Tutikorin in den bengalischen Meerbusen. Da seine Quellen, durch beide Monsune gespeist, immer reichlich fließen, zieht sich an seinen Ufern zwischen dem Norden und Süden der Provinz ein reicher Streifen Landes hin, der zwei volle Reisernten des Jahres erzeugt. Nördlich von diesem befruchtenden Strom verliert sich der oben geschilderte Charakter der Landschaft und wir befinden uns auf einem im Sommer geborstenen, im Regen lehmig zähen, schwarzen Boden, von dem aus sich jetzt unaufhörlich Massen von Baumwollenballen nach Tuticorin drängen, wo sie auf die harrenden Europaschiffe gebracht werden.

Der Schauplatz des Werks, das wir zu schildern haben, ist aber auf die Sandregionen im Süden des Tamraparni beschränkt. In Nord-Tinnewely gibt es vergleichungsweise nur wenige Christen und die Organisation der Kirche ist noch unvollkommen. Diejenigen, welche es für ein Unrecht halten, wenn Missionare unter guten Dächern wohnen, und die darüber klagen, daß sie „nur in die Fußstapfen ihrer Vorgänger treten und keine neuen Versuche wagen", werden kaum auf die Nachricht gefaßt sein, daß in diesem Theil des Landes seit 1854 eine Mission ins Leben trat, die sich ganz auf Reisepredigt beschränkt. Die Missionare haben buchstäblich keine feste Heimat. Sie wandern — natürlich unverheirathet — mit ihren Zelten neun Monate des Jahres über eine Fläche von wohl 250 Quadratmeilen von Ort zu Ort; nur während der Regenzeit suchen sie ein Obdach bei ihren Brüdern. In dieser Weise war 1862 das Evangelium schon 300,000 Seelen in 1400 Dörfern verkündet worden. Vier Häuflein Bekehrter waren getauft und viele nach Wahrheit fragende Seelen fanden sich fort und fort ein. Xaver selbst gab kein glänzenderes Beispiel von Selbstaufopferung als der geniale und demüthige Ragland, der Gründer dieser Reisepredigt, der nach vierjähriger rastloser Arbeit

sein Haupt niederlegte in Ausübung des Werks, um dessen willen er die akademischen Ehren und alle die äußeren Vortheile verließ, die er als Fellow einer Universität genoß.

Ein bemerkenswerther Zug in dieser Reisemission ist, daß die Kirche Süd-Tinnewely's sie reichlich unterstützt, indem sie ihr jeden Monat aus der Zahl ihrer Gemeindeglieder einige Katechisten zuschickt, um unter der Anleitung der englischen Reiseprediger zu arbeiten, und deren Unterhalt aus der Kasse einer Missionsgesellschaft von eingebornen Christen bestreitet.

Und hiemit kehren wir zu den christlichen Niederlassungen zurück, die den Hauptgegenstand dieser Darstellungen bilden sollen. Sie liegen, wie schon bemerkt, im Süden des Tamraparni und sind aus verschiedenen Gründen so verwachsen mit dem Anbau der Fächerpalme, daß Dr. Caldwell sagt: „Wo Palmen stehen, da sind auch Christengemeinden und Schulen, und wo die Palmen fehlen, hören meistens auch die Zeichen des christlichen Fortschritts auf." Der Schanar-Kaste nämlich, die die Fächerpalme baut, wurde das Evangelium zuerst gepredigt, und in ihr ist sein Wachsthum am schnellsten und ausgebreitetsten gewesen. Diese Schanar- oder Palmbauern, die sich kaum über die Grenzen von Tinnewely und Süd-Trawankor hinaus verbreiten, sind nicht arischen Ursprungs, sondern gehören zu den dravidischen Ureinwohnern Indiens und sind als solche den Ungarn, Finnen und Lappen verwandt. Ihre Sprache, das Tamil, ist die am meisten klassische und ausgebildete und die weitverbreitetste aller dravidischen Zungen. Als die Brahmanen nach Süd-Indien kamen, brachten sie den Eingebornen ihre höhere Civilisation und reihten ihre Geschlechter in die Kastenordnung ein. So zerfallen denn die Tamiler in zwei scharf abgegrenzte Gruppen. Die höhere derselben umfaßt die verschiedenen Kasten, welche durch den gemeinsamen Namen Sudra bezeichnet werden. Ihr gehört der Mittelstand des Südens an, der den wichtigsten Theil der Bevölkerung bildet: Kaufleute, Gutsbesitzer und Krieger. In der zweiten Gruppe, welche hauptsächlich aus einfachen Landleuten und Handarbeitern besteht, sind ohne alle Frage die Schanars die Ersten. Nach ihnen kommen mehrere niederere Stufen, welche die Paria's und Reissklaven und selbst die wandernden Zigeunerstämme noch mit einbegreifen. Obgleich es nun hauptsächlich die Schanars sind, unter denen Bekehrungen vorkommen, hat das Christenthum doch auch bei den untersten Kasten Eingang

gefunden, während auf der andern Seite jetzt auch Sudra's und Brahmanen seinen Einfluß zu spüren beginnen, und einige aus ihrer Zahl bereits getauft und in die Kirche aufgenommen worden sind. Für unsern Zweck genügt es indeß, unser Augenmerk nur auf die Schanars als den bei weitem größten und wichtigsten Theil der Tinnewely-Christen zu richten. Alle pflanzen, die meisten ersteigen auch die Fächerpalme; die reicheren Glieder der Kaste sind die Besitzer der Bäume; die ärmeren arbeiten für sie; manche sind auch Besitzer und Arbeiter in einer Person. Die Fächerpalme, so nützlich sie ist, läßt sich an Schönheit mit dem Kokosbaum oder den prachtvollen Schirmpalmen nur gar nicht vergleichen. Sie erhebt sich kerzengerade wie ein Schiffsmast 60 — 90 Fuß hoch und trägt oben einen Büschel fächerförmig aneinander gereihter Blätter. Ihr Holz wird zu Balken und Sparren gebraucht, ihre jungen Wurzeln sind eßbar, ihre unreife Frucht enthält eine erfrischende und labende Gallerte. Ihre dürren Blätter bilden in Tinnewely die Dächer der Häuser und lassen sich zu Matten und Körben verweben; die jüngeren dienen den Eingebornen als Schreibmaterial, auf das sie mit eisernen Griffeln ihre Buchstaben eingraben. Aber das köstlichste Erzeugniß der Fächerpalme ist ihr Zuckersaft, der sechs Monate lang aus dem abgeschnittenen Blüthenkolben quillt und ganze Gegenden mit Nahrung versorgt. Frisch vom Baume herab wird er als Frühstück, zu einer harten schwarzen Masse eingekocht als Mittagsmahl genossen. Dieses schwarze Brod, Tschakkara genannt, bildet auch einen Handelsartikel, um dessen Erlös der zum Nachtessen gewünschte Reis und Karri gekauft wird. Doch leben ganze Familien monatelang nur von Tschakkara. Zu weißem Zucker raffinirt, wird dieses auch für den europäischen Markt gesucht, und zu Kandis krystallisirt sieht man es oft zwischen den gierigen Zähnen eingeborner und europäischer Kinder. Gegohren, wird der Saft zu Palmwein, mit dem sich nur zu oft die niederen Kasten — aber nie die streng mäßigen Schanars — berauschen. Um ihn zu gewinnen, muß man den Baum täglich zweimal ersteigen. Jeden Morgen versieht sich der Palmbauer mit seinem Stab, an dem sich oben ein kleines waagrechtes Stück Holz befindet, mit seinen Gefäßen, Messer und anderem Werkzeug, das er in einem um den Leib befestigten Sack trägt. Dann stemmt er seinen Stab gegen den Baum, stellt sich oben darauf, bindet seine Füße zusammen und erklimmt, indem er den Stamm bald mit seinen Händen, bald mit seinen gebundenen

Füßen umfaßt, in schnellem Schwunge dessen Spitze, wo er die Blüthenscheiden beschneidet und klopft und einen seiner Töpfe daran befestigt oder in seinen Blättereimer den über Nacht gesammelten Saft ausleert. Jeder Baum muß täglich wenigstens zwei-, oft auch dreimal erstiegen werden, theils um die Wunde der Blüthenscheiden offen zu erhalten, theils um den ihnen entströmten Saft zu sammeln; denn wenn er zu lange in dem kleinen Topf gelassen wird, geräth er unfehlbar in Gährung. Das ist ein ziemlich arbeitsvolles Leben; denn die meisten Palmbauern wiederholen dieses Geschäft Tag für Tag während acht Monaten des Jahres an nicht weniger als 50 Bäumen. So ist denn mancher Schanar in seinem Leben viele Meilen weiter an Palmenstämmen auf- und abgestiegen als auf dem Boden gewandelt. Allabendlich kann der Reisende in Timewely ihre außerordentliche Gewandtheit bewundern, wenn er bei Sonnenuntergang seinen Spaziergang um das Dorf macht, und die Erinnerung daran bleibt als eines der lebendigsten Bilder aus jener Gegend in der Seele haften.

Die Religion der Schanars war, ehe christliche Missionare zu ihnen kamen, der Dämonendienst. Ihr Aberglaube stimmt so ziemlich mit dem Schamanismus der alt-mongolischen und tatarischen Stämme überein und herrscht auch in Ceylon, dort jedoch in seltsamer, unreiner Vermischung mit dem edleren Buddhismus, denn weder Brahmanen noch Buddhisten waren je unduldsam gegen andere Religionen, sobald es ihnen gelang, dieselben in ihr System einzufügen, das lediglich die Befestigung ihres eigenen unumschränkten Einflusses bezweckt. Ist dieser gesichert, dann mag der fremde Aberglaube als Nebenglaube oder Familienreligion fortbestehen. Der Dämonendienst ist ganz nur eine Religion der Furcht: blutige Opfer werden dargebracht, um den Zorn der bösen Geister zu besänftigen, deren Freude es ist, die Ernte zu zerstören, den Regen zu verhindern, Seuchen unter das Vieh zu schicken und den Menschen Sonnenstiche und epileptische Anfälle. Man erbaut ihnen keine Tempel, ehrt sie aber durch geräucherte Pyramiden von Erde oder offene Buden, die mit häßlichen Gestalten von Ungeheuern mit Stierköpfen oder kinderverschlingenden Scheusalen besetzt sind. Ein solcher Bau heißt ein pei kowil oder Teufelshaus, und um ihn her sieht man von Zeit zu Zeit die Anbeter sich zu einem Teufelstanz vereinigen.

Diese Tänze sind der wichtigste und bezeichnendste Theil des

Dämonendienstes. „Der Priester, der den Dämon darzustellen sucht, tanzt sich in einen Zustand wahnwitziger Wuth hinein und bringt so das Volk auf den Gedanken, er sei von dem Dämon des Orts oder des Stamms besessen; dann theilt er denen, die ihn befragen, die erhaltenen Offenbarungen mit. Der schwärmerische Taumel, den der Teufelstanz erregt, ist die Hauptmacht und der Hauptzauber dieses Systems und besonders verführerisch für die dumpfen Vorstellungen roher und halbcivilisirter Volksstämme. Seine Anhänger sind gewiß die ehrlichsten aller abergläubischen Indier. In den geistvolleren Religionen der höheren Klassen ist mehr Schein, aber wenig Aufrichtigkeit; die Teufelsanbeter dagegen glauben wirklich 'und zittern'. In Krankheitszeiten, namentlich wenn die Cholera herrscht, ist es zum Erstaunen, mit welchem Ernst, welcher Inbrunst und Angst die niedern Klassen ihre Dämonen anbeten."

Unter diesen Dämonen denkt man sich die Geister verstorbener Personen, die während ihres Lebens durch große Verbrechen oder großes Unglück berühmt waren. Bekannt ist, daß an einem Ort der Geist eines im Kampfe gefallenen englischen Offiziers, welcher einst der Schrecken des Bezirks war, für den einflußreichsten Dämon gehalten und in einem Pei kowil durch Opfer von Cigarren und Branntwein verehrt wird. Man sieht daraus, welche Hindernisse dem Fortschritt des Christenthums nur zu oft durch seine sogenannten Bekenner bereitet werden.

Wie ist nun ein großer Theil dieses einfältigen Geschlechts vom Dienst der Teufel und Gespenster zur Anbetung des Herrn Jesu gebracht worden? Die Väter der evangelischen Christenheit in Indien sind die deutschen Missionare von Halle, deren erster, Bartholomäus Ziegenbalg, von dem edlen Dänenkönig Friedrich IV 1706 nach Trankebar gesandt wurde. Das Werk, das sie begannen, erregte nach vielen geduldig ertragenen oder muthig überwundenen Schwierigkeiten endlich einige Theilnahme in England und wurde von dortigen Gesellschaften unterstützt. Im Jahr 1756, als das erste Jubiläum der Mission gefeiert wurde, zeigte es sich, daß im Ganzen 3000 Hindu's zum christlichen Glauben gebracht worden waren, und daß sich das Werk von Trankebar nach Madras, Kudalur, Nagapatnam, Sriraṅgam, Tritschinapalli und Tandschaur ausgebreitet hatte. Letztere Stadt ward der Hauptschauplatz der Wirksamkeit des sel. C. F. Schwartz, der am 17. Juli 1750 in Indien landete und als der Gründer der

Tinnewely-Mission betrachtet werden darf; denn dieser große Bote des Evangeliums beschränkte seine Thätigkeit nicht auf die Provinz, mit der sein Name unauflösbar verknüpft ist. Auf seinen häufigen Reisen kam er auch nach Palamkotta. Jetzt, da das Saamenkörnlein, das er pflanzte, zum stattlichen Baum geworden ist, haben die ersten Bemerkungen über Ort und Leute, die sich in seinem Tagebuche finden, ein mehr als gewöhnliches Interesse erlangt. Wir führen hier einen Auszug aus demselben vom Jahr 1771 an:

„In der Festung Palamkotta wohnt einer unsrer Christen, Savarimuttu, der Heiden und Römern Gottes Wort vorliest; auch ein englischer Sergeant, dessen Gattin unserer Gemeinde angehört, nimmt sich einigermaßen der Sache an. Ein junger heidnischer Schreiber fand Gefallen an der Wahrheit; er hatte sie schon in Tritschinapalli gehört und wollte sich noch weiter unterrichten lassen, worauf ihn der Sergeant die fünf Hauptstücke des Katechismus lernen ließ und ihm dann die Taufe ertheilte. Es thut uns leid, daß er den jungen Mann so schnell taufte, ehe er das Christenthum gründlich kennen lernte. Möge Gott in Gnaden allen Anstoß abwenden!"

Im Ganzen machte Schwartz drei Besuche in Tinnewely. Es gelang ihm, in der Festung eine kleine Gemeinde zu bilden, die er unter die Leitung Jänicke's, eines andern Missionars im Dienste der Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß, und eines eingebornen Katechisten, Namens Satjanaden, stellte, den er später nach lutherischem Ritus ordinirte. Satjanaden gewann viele Seelen aus den Schanars, und diese gründeten selbst zu gegenseitigem Schutz mitten im Palmenwalde ein eigenes Gemeinwesen und ein Dorf, das sie Mudal-ur oder „erste Stadt" nannten, in der Hoffnung, daß noch viele andere christliche Städte erstehen werden. Mit seiner geräumigen Kirche, deren primitive Häßlichkeit in auffallendem Gegensatz steht zu dem schönen Stil der später erbauten Gotteshäuser der Provinz, ist es noch jetzt eine Station der Ausbreitungsgesellschaft. Satjanaden wurde indeß nach Tandschaur zurückberufen, und die Mission blieb längere Zeit völlig liegen, bis 1815 der vortreffliche Kaplan Hough in Palamkotta die Christen in Mudalur besuchte und der Ges. zur Verbr. christl. Erkenntniß einen in hohem Grade ermuthigenden Bericht gab von der Ordnung und Festigkeit, die er bei ihnen und ihren bekehrten Nachbarn fand. Doch diese Mittheilung wurde zu Hause wenig beachtet und leicht hätte die englische Kirche das

Werk ganz aus den Händen gelassen, wäre nicht die kirchliche Missionsgesellschaft, von der allmählich neues Leben ausging, ins Mittel getreten, indem sie Missionar Rhenius aussandte, um das von Schwartz begonnene Werk fortzuführen.

„Einen tüchtigeren, einsichtsvolleren, praktischeren und eifrigeren Missionar als Rhenius (1814—1838) hat Indien kaum je gesehen" (Caldwell). Während er die ziemlich lauen und lahmen Gemeinden von Mudalur und Nazareth neu belebte, wandte er doch seine Hauptaufmerksamkeit den Heiden zu und hatte bald in weiten Kreisen sich Zutrauen erworben und das Verlangen nach Wahrheit und Gerechtigkeit angeregt. Er blieb immer so sehr Missionar, daß er baldmöglichst die Sorge für die gesammelten Gemeinden an einheimische Pastoren abzugeben wünschte, um nur immer mehr Zeit für die Heidenpredigt zu gewinnen. Aber er wünschte diese Pastoren selbst zu ordiniren und fand für sich und seine Gemeinden keine bischöfliche Leitung nöthig. „So kam es, daß nach sechszehnjähriger Arbeit wegen seiner unabhängigen Handlungsweise in Sachen der Kirchenleitung seine Verbindung mit der englischen Kommittee sich in bedauerlicher Weise löste, jedoch nicht ehe er in eigener Person oder durch seine Gehilfen 10,000 Seelen zu der Gemeinde Christi hinzugethan hatte. Wir glauben fest, daß die Punkte, in welchen er freie Hand begehrte, ihm nicht gewährleistet werden konnten ohne Verletzung der charakteristischen Grundzüge der anglikanischen Kirche; dabei aber sollte nie vergessen werden, daß sein Kirchenregiment das Erwachen eines regen kirchlichen Lebens in der Mission und die Durchführung von Einrichtungen zur Folge hatte, deren Werth von aufrichtigen Gliedern der englischen Kirche besonders hochgehalten wird. Er war es, durch den die Erziehung des weiblichen Geschlechtes kräftig gefördert, unter den Eingebornen Gesellschaften für religiöse und gemeinnützige Zwecke gestiftet und in jedem Christendorfe tägliche Gebetsversammlungen zu gemeinsamer Morgen- und Abendandacht in der Kirche veranstaltet wurden. In Einem wesentlichen Punkte stand er sogar über Schwartz: er war der erste unter englischer Leitung arbeitende Missionar, der die Kaste systematisch bekämpfte. Seine Hülle ruht auf dem Kirchhof von Palamkotta, und so sehr wir auch die eigenthümliche kirchliche Richtung bedauern mögen, durch welche seine sonstige Nutzbarkeit beschränkt wurde, so gibt es doch kaum irgend einen Missionar, dessen wir mit herzlicherer

Dankbarkeit gedenken sollten, denn er war der eigentliche Urheber des größten Sieges, den das Evangelium in Indien erfochten hat.

„Rhenius' Wirksamkeit darf aber nicht bloß nach ihrem unmittelbaren Erfolg beurtheilt werden. Auch mittelbar war sie von unberechenbaren Nutzen, indem sie die Ausbreitungsgesellschaft aus ihrem Schlummer aufrüttelte. Im Jahr 1835 wurde ein Missionar ausgesandt, um die Leitung der Schafe zu übernehmen, 'die ihrem Schicksal in der Wüste überlassen worden waren;' und es liegt ein starkes Zeugniß für die Realität des Christenthums der Schanars in der Thatsache, daß er mehr als 3000 Personen fand, welche an der Anbetung Gottes in Christo Jesu festgehalten hatten, obgleich sie ein ganzes Menschenalter hindurch von ihren englischen Glaubensbrüdern verlassen, von ihren heidnischen Nachbarn verfolgt und dazwischen hinein von einer Seuche heimgesucht wurden, die den sechsten Theil der Bevölkerung von Süd-Tinnewely hinwegraffte." *) Seither hat nun eine erneute Thätigkeit in England das Werk kräftig und ununterbrochen gefördert, so daß Dr. Caldwell, selbst einer der Vorkämpfer desselben, im Jahr 1857 von dem Fortschritt, den es innerhalb 22 Jahren gemacht hatte, folgendes Zeugniß ablegte:

„Neue Arbeiter folgten von Jahr zu Jahr, denn die Kirche in der Heimat war erwacht; die Ausbreitungsgesellschaft war erwacht; die Kommittee dieser Gesellschaft in der Diöcese von Madras war gleichfalls erwacht; und wenn ich mich jetzt in Tinnewely umsehe, erblicke ich statt der zwei Sprengel von Mudalur und Nazareth, die bei meiner Ankunft vorhanden waren, jetzt mit Freuden sieben, von denen jeder nicht nur unter wirksamer Leitung steht, sondern mehr oder weniger auch die Bedingungen der Ausdehnung und des Fortschritts besitzt. Auch die kirchliche Missionsgesellschaft hat fortwährend ihre Seile länger und ihre Pfosten fester gemacht, so daß sie jetzt dreizehn oder vierzehn Missionsbezirke hat statt der sechs, die ich fand, als ich kam. Zudem hat sie ein Reisepredigtsystem in dem nördlichen und noch weniger vom Christenthum berührten Theil der Provinz ins Leben gerufen."

*) Der Bischof übersieht, daß Rhenius bis zu seiner Trennung von der kirchl. Missionsgesellschaft auch die Aufsicht über diese „Schafe" geführt hatte. Die Ausbreitungsgesellschaft hatte ihn damit betraut; sie hat ihm auch, als er Freimissionar geworden war, für seine nun nicht mehr nöthigen Dienste höflich gedankt.

Eine weitere Quelle der Freude für den Besucher Tinnewely's ist es, daß wenn er aus den erhitzten theologischen Kreisen Englands die Ansicht mitgebracht hat, die Ausbreitungsgesellschaft sei hoch- und ihre Schwestergesellschaft niederkirchlich, wenn er vielleicht schon einen ängstlichen Stiftsherrn über die letztere den Kopf schütteln sah wegen Vernachlässigung kirchlicher Principien, oder einen feurigen Redner die andere der Verkennung des Evangeliums beschuldigen hörte, er nun die Missionare beider Gesellschaften in der vollkommensten Eintracht neben einander arbeiten und ohne jeden andern Wetteifer als den in guten Werken sich gegenseitig durch den Austausch ihrer Erfahrungen, durch christliche Theilnahme und durch Fürbitte unterstützen sieht in dem Gefühl, daß inmitten der Pagoden und Teufelstänze Kirche und Evangelium am besten gefördert werden durch ein herzliches Zusammenwirken in der Predigt des gekreuzigten Heilands und der Gründung der Gläubigen in dem gesunden Geiste des alten Kirchenbuchs.

So schritt denn das Werk fort, schlaff und langsam betrieben und unter vielen Unterbrechungen während etwa sechzig, kräftig und mit Eifer gefördert seit ungefähr dreißig (eher vierzig) Jahren. Bald ist ein Jahrhundert verflossen, seit Schwartz seine Hoffnungen und Befürchtungen über den einen zweifelhaften Bekehrten in Palamkotta niederschrieb und jetzt finden wir in Dr. Mullens Statistik (vom J. 1862) 45,361 eingeborne Christen in Tinnewely verzeichnet; von da hat sich das Wort des Lebens über die Ghats westwärts in das unabhängige Königreich Travankor verbreitet, wo die Mission der Kongregationalisten im Süden 22,788 Christen zählt, auch meistens Schanars. Die Tinnewely-Gemeinden stehen unter der Pflege von 24 europäischen Missionaren und 14 ordinirten Eingebornen neben einer beträchtlichen Zahl von Katechisten und Schullehrern. Nur Eine Ausnahme ist diesem Bericht von Fortschritten beizufügen. Wie es der Herr vorausgesagt hat, daß Aergernisse kommen müssen; wie der Apostel Paulus von Rotten spricht, die in der Gemeinde sein müssen, auf daß die, so rechtschaffen seien, offenbar werden, wie Johannes klagt, daß viele falsche Propheten ausgegangen seien in die Welt, so wurde auch die junge Kirche Tinnewely's durch eine Spaltung gesichtet. Wir vermeiden es, näher auf die Ereignisse einzugehen, die zu dieser Spaltung führten, weil wir dadurch nur in eine peinliche und unfruchtbare Kritik derer hineingezogen würden, die in jenen schwierigen Streit verwickelt waren. Nur so viel: hauptsächlich wegen

einiger die Kaste betreffenden Fragen, die nur zu oft über die Schanars auch nach ihrer Bekehrung zu dem Glauben, in dem alle „Einer sind in Christo", noch eine große Macht behält, trennten sich mehr als 1000 eingeborne Christen in den Distrikten von Nazareth und Meignanapuram von der Kirche und bildeten eine eigene Gemeinde, in der die Kastenregeln wieder hergestellt wurden. Sie sind, wie wir hören, in verschiedene Verirrungen gerathen und haben namentlich gegen alles Europäische einen fanatischen Haß gefaßt, so daß sie sogar den jüdischen Sabbath statt des christlichen Sonntags einführten in der sonderbaren Voraussetzung, die Europäer haben willkührlich die Heilighaltung des ersten statt des siebenten Tages der Woche festgesetzt. Doch hat auch diese traurige Verkehrtheit noch einen Beweis liefern müssen von der Realität ihrer christlichen Ueberzeugung, denn trotz vieler Abweichungen von der Lehre, die sie von ihren Vätern im Glauben überkamen, ist unter ihnen doch nicht die mindeste Neigung zur Rückkehr ins Heidenthum zu Tag getreten. Wir hörten vielmehr kürzlich, etwa die Hälfte von ihnen sei schon ihrer getrennten Stellung müde geworden, und man nährte die Hoffnung, es werde dem Einfluß des verdienten (nun ältesten) Missionars Thomas von Meignanapuram, der kürzlich wieder aus England auf sein Arbeitsfeld zurückkehrte, gelingen, sie zum Wiedereintritt in die Kirche zu bewegen. Wir haben die feste Zuversicht, daß diese Hoffnung bald in Erfüllung gehen wird oder schon erfüllt ist.

Unsere Leser wünschen nun vielleicht, wenn sie die Geduld gehabt haben, uns bis hieher zu folgen, auch etwas von dem zu hören, was der Reisende in Tinnewely heut zu Tage sieht, und welchen Eindruck er von dem Thun und Treiben in einem Christendorfe bekommt. Vieles erinnert auf den ersten Blick an eine blühende, wohlorganisirte englische Pfarrgemeinde. Da steht eine Kirche, manchmal, wie z. B. in Meignanapuram, ein gothischer Bau von wirklicher architektonischer Schönheit; da ist das Bangala des Missionars, eine reinliche, anspruchslose Pfarrwohnung in einem hübschen Garten und gewöhnlich mit einem köstlichen Schwimmbad versehen; da sind Knaben- und Mädchenschulen, meist mit einfachen, aber luftigen Räumlichkeiten für solche, die Kost und Wohnung da haben; da sind endlich die Hütten der Eingebornen, meist in regelmäßigen Straßen aneinandergereiht und in der Mitte des Dorfs ein großer Banm, unter dem der Ortsvorsteher Recht spricht, denn die Tinnewely-Christen haben die ange-

borne Liebe zur Gemeinde-Verfassung nicht verloren. Dieses System, vielleicht der hervorstechendste Zug des gesellschaftlichen Lebens in Indien, hat der Befestigung des Christenthums im Süden bedeutenden Vorschub geleistet. Wenn ein Dorf zum Christenthum übertritt, bildet es sogleich ein christliches Gemeinwesen, in dem Kirche und Staat aufs engste verschmolzen sind. Der Katechist wird der Rathgeber des Ortsvorstehers und der auf der Hauptstation des Distrikts wohnende Missionar der Inspektor aller rings umher zerstreuten Gemeinden. Wie unbedingt diese seine Oberleitung anerkennen, trat in recht komischer Weise aus den Antworten der Kinder in einer von der Regierung unterstützten Schule hervor, die von einem Regierungs-Schulinspektor über ihre politischen Kenntnisse examinirt wurden. „Wer", fragte er, „hat die höchste Gewalt in diesem Lande?" „Die Königin," erwiederten die Kinder, wie sie es pflichtgemäß in ihrem Katechismus gelernt hatten. „Aber sie ist 4000 Stunden von hier weg, wer führt die Regierung in diesem Lande selbst?" „Die Königin schickt ihre Befehle den Missionaren." „Den Missionaren!" rief der entsetzte Schulinspektor aus. „Lebt denn nicht in Madras ein vornehmer Mann, der diesen Theil von Indien regiert?" „Ach ja," antworteten die Kinder, „der Bischof."*) — Die Ortsvorsteher befassen sich nicht nur mit der Schlichtung bürgerlicher und geselliger Streitigkeiten in ihrem Dorfe, sondern dringen auch auf christliche Ordnung und Kirchenzucht, auf regelmäßigen Schulbesuch von Seiten der Kinder, auf fleißige Benützung des Gottesdienstes von Seiten der Gemeinde und helfen überdieß die Beiträge für religiöse und wohlthätige Zwecke einsammeln. Sie werden von der Gemeinde gewählt und ihre Ernennung vom Missionar bestätigt; das Amt ist übrigens meistens erblich, obgleich es einem unwürdigen Gliede einer geachteten Familie nicht übertragen würde. Macht sich im Dorfe irgend ein Uebelstand fühlbar, so wendet sich der Missionar an die Ortsvorsteher und diese thun dann, was in ihrer Macht steht, demselben abzuhelfen, bald indem sie persönliche Besuche von Haus zu Haus machen, bald indem sie die Leute unter den großen Baum zusammenrufen und da eine Ansprache an sie halten. Wer mit dem Ausspruch des Ortsvorstehers unzufrieden ist, kann sich an den Missionar wenden; da und dort, wie z. B. in Caldwell's Sprengel in Edeyenkudy, ist eine

*) An den Gouverneur kam natürlich diesen Kleinen kein Gedanke.

Art Appellationsgericht eingesetzt worden, um den Missionar der Nothwendigkeit zu überheben, zu Tische zu dienen, und es ihm möglich zu machen, seine ganze Zeit der Arbeit im Wort zu widmen. Nicht so förderlich wie der Befestigung christlicher Gemeinden ist diese nationale Angewöhnung an die Gemeindeverfassung für die Einführung des Evangeliums; denn wenn die Botschaft von der göttlichen Liebe zuerst in ein Dorf gebracht wird, macht sehr oft der Ortsvorsteher bedeutende Anstrengungen, ihr zu widerstehen. Hat sich dann ein Theil der Dorfbewohner dem Christenthum zugewandt, so bildet er eben darum meist ein getrenntes bürgerliches Gemeinwesen, das gewöhnlich unabhängig neben dem andern fortbesteht, zuweilen auch es glücklich in sich aufnimmt.

Jedem Ortsvorsteher nun ist ein Katechist beigegeben, eine Art Mikado neben dem Taikun des Dorfs; mancher hat dort seine Stätte gefunden, seit die ersten Einwohner, 3 bis 4 Hausbesitzer, schen heraustraten und christlichen Unterricht begehrten. Der Katechist war es dann, der sie die Elemente christlicher Wahrheit lehrte und die Herzen vom Dienst der Dämonen und andern väterlichen Sitten zur Nachfolge Christi heranzog. Wenn das Evangelium erstmals in einem heidnischen Dorfe verkündet wird, so ist natürlich noch keine Schule und Niemand da, der lesen kann. Folglich wird ein eingeborner Lehrer, welcher in einem der beiden Seminare gründlich auf sein Amt vorbereitet worden ist, dorthin gesandt, um die Leutlein täglich im Worte Gottes zu unterweisen, ihnen Anleitung zu einer christlichen Lebensweise zu geben, sie auf die Taufe vorzubereiten, sie zu täglichem Morgen- und Abendgottesdienst zu versammeln und auch unter ihren heidnischen Nachbarn Saamenkörner auszustreuen. Zuerst hat er auch den Unterricht der Kinder zu besorgen, mehrt sich aber die Zahl der Christen, so wird ihm diese Arbeit abgenommen und einem Schulmeister übertragen. Der Sprengel eines ordinirten Missionars besteht aber aus einer beträchtlichen Zahl solcher halb-heidnischer und christlicher Dörfer. So hat Dr. Caldwell 24 Christengemeinden unter seiner Leitung und Missionar Schaffter in Suviseschapuram beinahe 40. Dessen ungeachtet scheinen sie genau bekannt mit dem geistlichen Zustand von jeder derselben und vollkommen befähigt zu sagen, welche „lau" ist, welche „eine kleine Kraft hat und das Wort Christi behält", welche „die erste Liebe verlassen hat" und welche „in Liebe und Dienst und Glauben je länger je mehr thut", und somit jeder

angedeihen zu lassen, was sie von Rath, Ermahnung oder Tadel bedarf. Diese Außenstationen werden bis jetzt regelmäßig vom Missionar besucht; es ist aber zu hoffen, daß bald eine größere Zahl von Katechisten zu Predigern vorrücken und, fast ausschließlich von ihren eigenen Gemeinden erhalten, die selbständige Leitung derselben wird übernehmen können. Die Grundsteine zu Errichtung eines einheimischen Predigtamtes sind gelegt, aber trotz der Ungeduld mancher liebevollen und mancher bitteren Tadler in der Heimat wäre es doch sehr verkehrt, seinen Ausbau zu überstürzen, indem man Nationalgehilfen zur Ordination zuließe, deren Charakter und Tüchtigkeit nicht durchaus erprobt ist; denn wenn ein untauglicher oder unwürdiger Geistlicher schon in einer längst gegründeten Kirche ein kaum zu ertragendes Uebel ist, so wäre er in einer erst ihrer Selbständigkeit entgegenreifenden christlichen Gemeinschaft ihrem Wachsthum in der Gnade sowohl als ihrer weiteren Ausbreitung geradezu verderblich.

Das Interessanteste jedoch, was man in Tinnewely sehen kann, ist ein Sonntag auf einer der Haupt-Missionsstationen. Wohl wird in jeder Kirche täglich zweimal ein kurzer Gottesdienst gehalten, bei dem Morgens fast nur Frauen anwesend sind, weil die Männer da ihre Palmen ersteigen, und Abends nur Männer, weil die Frauen mit der Zubereitung der Mahlzeit beschäftigt sind; Sonntags aber, wenn sich Alle zugleich versammeln, ist es wirklich ein lieblicher und erhebender Anblick. Versetzen wir uns einmal nach Meignanapuram in die schönste Kirche Tinnewely's. Da sitzen auf dem Boden 1400 dunkle Eingeborne, die Katechisten und Schullehrer ganz in Weiß, die ärmeren Leute nur in ein Hüftentuch, die Frauen mitunter in freundliche, aber nicht schreiende Farben gekleidet, die Schulkinder in zwei Vierecke zusammengedrängt, alle mit tiefer Aufmerksamkeit dem Gottesdienste folgend, während der Gebete andächtig knieend und begierig der Verkündigung des Wortes lauschend, die oft in die katechetische Form übergeht. „Könnt ihr mir die angefangenen Bibelworte vollends sagen?“ oder: „Von was soll der zweite Theil meiner Predigt handeln?“ fragt etwa der Missionar, und in vollem Chor tönt ihm die Antwort aus dem Theil der Kirche entgegen, an den er sich wandte. Der intelligentere Theil der Versammlung schreibt auch auf Palmblättern die Worte des Predigers nach; und zu Zeiten kann das Gekritz der Eisengriffel für den Ungewohnten störend werden. Trifft es sich gerade, daß ein Katechist von einer der Außenstationen

anwesend ist, so dienen ihm die so gemachten Notizen gewöhnlich zur Grundlage seiner nächsten Predigt. Sanft, melodisch, voll Andacht erklingt dazwischen der wirklich vortreffliche Gesang, begleitet von einem ausgezeichneten Harmonium, und all das zusammen gibt dem Zuhörer, selbst wenn er kein Wort von der Tamilsprache versteht, den Eindruck von einer Frische, einem Ernst, einer Wahrheit des religiösen Lebens, der ihm in sehr vielen vornehm gleichgiltigen Versammlungen der europäischen Heimat nicht wird.

Die beiden Gottesdienste sind jedoch nicht die einzige Sonntagsarbeit des Missionars. Im Laufe des Tages hält er meistens auch eine Schule für Erwachsene, bei der ihm zuweilen die Kinder und Enkel seiner Schüler helfen; denn sehr oft hat nur das jüngere Geschlecht regelmäßigen Unterricht genossen. Die jetzt im mittleren Lebensalter Stehenden wurden aus den Heiden gewonnen, als die eigentlichen Schuljahre schon hinter ihnen lagen, und haben zwar theilweise lesen gelernt; vielen von ihnen sind aber auch nur durch mündliche Wiederholung Stellen aus der h. Schrift und dem Katechismus und die Grundzüge der biblischen Geschichte und Lehre eingeprägt worden. „Mit wirklich staunenswerther Geduld und Freundlichkeit," sagt Dr. Caldwell, „lassen sich die älteren Leute von ihren jugendlichen Lehrern unterrichten. Obgleich sie von diesen die Worte lernen, die sie fort und fort wiederholen, bis sie sie auswendig können, trifft sich's doch manchmal, daß sie den Sinn des Gelesenen weit besser verstehen, als ihre jungen Lehrmeister. Diese kleben gar oft nur am Buchstaben, während dem Schüler der h. Geist jene Worte schon ins Herz geschrieben hat. Ich hatte einst einen alten Mann zu prüfen, der nach der h. Taufe verlangte, und fragte ihn unter Anderm gewohnheitsgemäß, ob er mir das apostolische Glaubensbekenntniß hersagen könne, das er, wie ich wußte, auswendig gelernt hatte. Er probirte es, aber nachdem er einige unzusammenhängende Sätze gestottert hatte, gab er traurig den Versuch auf. Endlich aber erhob er seine Hand und sprach: „Ich will Ihnen kurz den Sinn davon sagen. Wir sind Alle Sünder, und der Herr Jesus hat unser Aller Schuld getragen, und wenn wir an Ihn glauben, so werden wir selig. Das weiß ich, und das ist Alles, was ich weiß."

Auch die Woche hindurch werden verschiedene Gottesdienste und Stunden zur Förderung christlicher Erkenntniß gehalten. Mittwoch Mittag, wenn die Arbeit in den indischen Dörfern ruht, ist oft eine

kurze Predigt; der Freitag ist nicht selten der Weiterbildung der Katechisten gewidmet, die sich auf der Hauptstation einfinden, um von dem Missionar theoretisch tiefer ins Studium der h. Schrift eingeführt und praktisch durch schriftliche und mündliche Predigtübungen geschult zu werden. Im Ganzen sind Lehre und Zucht, Kirchen- und Schulbesuch so ununterbrochen und bindend, daß ein Tinnewely-Dorf in einem für Engländer (die z. B. nichts von Schulzwang wissen) vielleicht unerträglichen Grade unter dem Einfluß seines Seelsorgers steht. Der Gedanke liegt in der That nahe, der Bogen könnte möglicherweise etwas zu stark gespannt sein, und bei einer weiteren Verbreitung des Christenthums und zunehmender Bildung unter den reicheren Klassen, dürften daraus noch mancherlei Schwierigkeiten erwachsen. Im gegenwärtigen Augenblick jedoch stimmt das Volk dieser strengen Ordnung noch von Herzen bei und findet sie ganz natürlich. Die Missionare unserer Generation werden wohl schwerlich die Aufgabe zu lösen haben, wie in jenen jungen Gemeinden ein der alten, europäischen Christenheit annähernd ähnlicher Stand der Dinge einzuführen wäre, obgleich sie gewiß wohl daran thun, derselben ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Besonders wünschenswerth scheint es uns, daß sie sich ernstlich davor hüten, unschuldigen Volksgebräuchen nahe zu treten und ihren Bekehrten ein Joch von englischen Sitten aufzubürden, das ja nichts zu thun hat mit christlichem Denken und Handeln. Natürlich sind die einzelnen Missionare in solchen Punkten oft verschiedener Ansicht, obgleich sie nirgends so weit auseinandergehen wie die holländischen Brüder in Java, deren einige bei ihren Bekehrten sogar den europäischen Hut einführten, während Andere die beliebten dramatischen Vorstellungen verchristlichend fortsetzten.

Außer der wachsamen Fürsorge für die älteren Gemeindeglieder haben die Missionare dem Unterricht der Jugend beider Geschlechter große Aufmerksamkeit geschenkt. Nach den statistischen Tabellen von Dr. Mullens zählen sämmtliche christliche Schulen der Provinz 12,044 Schüler, worunter eine beträchtliche Anzahl Heiden. In den meisten dieser Schulen wird der Unterricht, der außer Lesen, Schreiben und Rechnen die h. Schrift, den Katechismus, Geographie und ein wenig hochtamilische Poesie umfaßt, in der Landessprache ertheilt. Ein glücklicher Umstand ist es, daß es eine ganz respektable Tamil-Literatur gibt, die durch Uebersetzungen oder Umarbeitungen der Missionare fortwährend neuen Zuwachs erhält, so daß es den Schülern nicht

an geistiger Nahrung fehlt. Außer diesen Volksschulen sind indeß, wie schon bemerkt, einige höhere Lehranstalten vorhanden, unter denen sich die für Mädchen in Cheyenkudy nicht nur durch die Schönheit der Spitzen auszeichnet, die hier nach europäischen Mustern verfertigt werden, sondern ungleich mehr noch als ein Seminar für Lehrerinnen, „in dem die hoffnungsvollsten Töchter der eingebornen Christen eine Erziehung erhalten sollen, die sie befähigt, der ganzen Gemeinde als ein Beispiel von dem vorzuleuchten, was wahre Christinnen sein sollen." Zu diesem Zwecke werden sie schon sehr jung in das Seminar aufgenommen und von dem Missionar und seiner Familie nicht nur „in allerlei nützlichen Kenntnissen, sondern auch in christlicher Sitte und Ordnung unterwiesen".

Den Glanzpunkt des ganzen Erziehungswesens in der Provinz bilden fünf Anstalten, von denen vier in Palamkotta unter der Pflege der kirchlichen Missionsgesellschaft stehen, eine aber im Dörflein Sawyerpuram (5 St. von Tutikorin) der Ausbreitungsgesellschaft angehört. Die vier Anstalten in Palamkotta sind eine blühende englische Schule, die von mehr heidnischen als christlichen Knaben besucht wird, ein Katechisten- und ein Schullehrer-Seminar, und die „Sarah-Tucker-Anstalt" zur Heranbildung von Lehrerinnen. Die englische Schule, die seltsamer Weise unter der trefflichen Leitung eines blinden Lehrers steht, ist schon das Mittel zur Bekehrung mehrerer Heiden aus den wohlhabenderen Ständen geworden. Das Seminar in Sawyerpuram zeichnet sich außer anderen Verdiensten durch die Leistungen seiner Zöglinge in der Musik aus. Es war uns ein wahrer Genuß, ihrer Aufführung von englischen Hymnen und Arien beizuwohnen, und als wir diese braunen Tamil-Knaben Melodieen singen hörten, die uns an die Kirchen und Konzertsäle der Heimat erinnerten, fühlten wir, daß auch der Kunst wie dem Christenthum eine bedeutende Macht inne wohnt, die Nationen zusammen zu bringen.

Ein charakteristischer Zug des Lehrerseminars in Palamkotta ist der Eifer, mit welchem die Zöglinge desselben dem Turnen und andern körperlichen Uebungen obliegen. Leute, die eine Missionsanstalt seither beinahe als ein nach puritanischen Grundsätzen geleitetes Trappistenkloster zu betrachten gewohnt waren, würden sich sehr wundern, wenn ihnen einmal das „Programm der athletischen Spiele" zu Gesicht käme, für die in der letzten Weihnachtsvakanz die künftigen

Schulmeister Tinnewely's in Gegenwart aller auf der Station anwesenden Herren und Damen Preise erhielten.*) Einigen möchte die Liste von etlichen Dutzend Körperübungen zu lang erscheinen, Andre werden den Hindu-Jünglingen Glück dazu wünschen, daß sie von einem muntern Lehrer (Spratt) zu europäischen Erheiterungen angehalten werden. Mag die leibliche Uebung im Vergleich mit der Kräftigung von Seele und Geist wenig nütze sein, bei einem bisher verdumpften, von der Kaste starr auseinander gehaltenen Volke behält sie ihren unleugbaren Werth.

Sehr unenglisch war bisher dieses Seminar in Palamkotta nach Einer Seite hin. Während nämlich in der Sawyerpuram-Anstalt der Unterricht vorwiegend in englischer Sprache ertheilt wurde, war diese in Palamkotta geradezu ausgeschlossen. Spratt fürchtete, die fremde Sprache möchte die Jünglinge entnationalisiren; sie werden dadurch aufgeblasen und begnügen sich weniger leicht mit der untergeordneten Stellung eines Dorfschullehrers. Indessen darf man doch die heranzubildenden Volkslehrer nicht von den Mitteln ausschließen, welche ihnen der Zutritt zu einer großen christlichen Literatur eröffnet, und da das Englischlernen unter den Heiden immer weiter um sich greift, dürfte es kaum gerathen sein, den Wissensdurst der Christen auf ein geringeres Maaß zu beschränken. Umgekehrt hilft ein bloß englischer Unterricht den meisten Lehramtskandidaten wenig zur Lösung ihrer künftigen Aufgabe, indem sie zwar viele neue Begriffe erhalten, dieselben aber den Eingebornen mitzutheilen noch nicht befähigt sind. Also ist Spratt entschlossen, das Englische mehr als eine fremde Sprache zu lehren (2 Stunden des Tags), dagegen Rechnen, Geometrie, Erdkunde und andere Wissenschaften doch nur in Tamil zu lehren, damit die Jünglinge für alle die neuen Gegenstände auch gleich die rechten Tamilnamen haben.

„Stehen diese südlichen Christen nun aber wirklich sittlich höher als ihre heidnischen Nachbarn? Haben sie beim Verlassen ihrer väterlichen Religion unzweideutige Zeichen davon gegeben, daß sie sich

*) Da wurden alle möglichen Wettrennen und Kampfspiele, mit Klettern, Schwimmen und Ballschlagen abgehalten, drei und vier Stunden hindurch an zwei Nachmittagen, und ein Feuerwerk beschloß die Unterhaltung. Obgleich die kühlste Jahreszeit Tinnewely's, stand doch der Thermometer im Schatten auf 24° R. und die weißen Zuschauer wunderten sich über die Ausdauer der wetteifernden Jünglinge im vollen Sonnenschein draußen.

von Herzen zu Gott bekehrt und nicht nur ein anderes Glaubensbekenntniß angenommen haben?" frägt vielleicht der eine oder der andere unserer Leser. Der Beantwortung dieser Frage und der kaum minder wichtigen Betrachtung der Ursachen, welche einen so gewaltigen Umschwung herbeiführten, sei der Schluß dieser Seiten gewidmet.

Thatsache ist, daß die Schanars und andere Bewohner des Südens, die jetzt evangelische Christen sind, einst dem Dämonendienst ergeben waren, daß sie sich zu ihren Pei kowils drängten und nun in die Kirchen strömen, und daß sie in göttlichen und weltlichen Dingen gleich unwissend waren bis die Missionare mit ihren Schulen, Predigten und Bibelklassen kamen. Ein so großer äußerer Wechsel schließt aber nothwendig auch eine innere Umwandlung in sich: ohne eine tiefgehende Veränderung seines Geschmacks und seiner Gefühle kann ein Volk nicht die einfachen, sanften Lieder der Christen den wilden Orgieen der Teufelstänze vorziehen; und schon die sichtbaren und greifbaren Wirkungen dieser Veränderung sind nichts weniger als bedeutungslos. Der bildende Einfluß des Christenthums zeigt sich schon in der Sauberkeit und Ordnung, welche die Christendörfer auszeichnet, in der Reinlichkeit der Christen dem Schmutz und der Nachlässigkeit der heidnischen Schanars gegenüber, in der geselligen Stellung des weiblichen Geschlechts, im Glück und in der Veredlung des häuslichen Lebens und auf den fröhlichen, offenen Gesichtern der Schulkinder. Er zeigt sich nicht in einer Abnahme der Trunksucht, denn dieses Hinderniß hat glücklicherweise das Christenthum unter den Schanars nicht zu bekämpfen, aber er zeigt sich in recht augenfälliger Weise in der Freigebigkeit der Bekehrten. Die Summen, welche sie für religiöse und gemeinnützige Zwecke zusammenlegen und ihre warme Theilnahme für dieselben sind tief beschämend für nur zu viele europäische Namenchristen. Diese arme Arbeiterbevölkerung hat ihre Kirchenbau-, Missions-, ihre Traktat-, Bücher- und Bibelgesellschaften und Vereine zur Unterstützung nothleidender Christen. Die Verwendung ihrer Liebesgaben wird in einer öffentlichen Versammlung (Dharmasangam) berathen, und so groß ist die allgemeine Theilnahme für solche Werke der Mildthätigkeit, daß, als einst wegen des heftigen Regens die Frauen eines gewissen Dorfes von einem solchen Sangam zurückbleiben mußten, die Männer über den angeschwollenen Fluß schwammen, um nicht dabei zu fehlen. Jenes Dorf aber war über vier Stunden vom Ort der Versammlung entfernt, so daß jene Männer

zu einem durchaus uneigennützigen Zwecke acht Stunden zurücklegten und zweimal den Gefahren des Stromes trotzten. Sämmtliche Geldbeiträge der Tinnewely-Christen beliefen sich im Jahr 1861 auf 23,191 fl., eine Summe, die wirklich beträchtlich erscheint, wenn man bedenkt, daß ein guter Arbeiter wöchentlich nur etwa 40 kr. verdient, und daß im ganzen Distrikt von Edeyenkudy kein einziger eingeborner Christ ist, dessen wöchentliches Einkommen 3 fl. übersteigt.

So erfreulich nun aber im Ganzen der Zustand der Christengemeinden in Süd-Indien ist, wäre es doch thöricht, zu erwarten, daß alle Fehler des Hindu-Charakters in der ersten oder zweiten Generation schon verschwunden sein sollen. Die Civilbehörden der Provinz klagen, daß die Christen nicht frei seien von Prozeßsucht, und daß es auf einem Gerichtshof nicht gerathen wäre, ihrem Zeugniß unbedingt zu trauen; derselbe Fehler klebt auch den bekehrten Kols in Tschota Nagpur an. Wir glauben diesen einzigen, von unparteiischen Engländern gegen die Schanar-Christen vorgebrachten, und von den Missionaren und nachdenklicheren Bekehrten eingestandenen Tadel erwähnen zu sollen; aber wir glauben nicht, daß ihm zu viel Gewicht beigelegt werden, oder daß er unsere Theilnahme für unsere braunen Brüder und unsern Glauben schwächen darf, daß Gott eine durchgehende, tief eingreifende Veränderung in ihnen bewirkt hat. Der wichtigste Theil jener Anklage, der Mangel an Wahrheit, ist theils der Schüchternheit des indischen Charakters zuzuschreiben, theils der Lügenhaftigkeit und Habgier der indischen Unterbeamten, durch deren Ränke der englische Richter sich oft mit unendlicher Mühe, unter Verdruß und Ekel aller Art durchzuwinden hat. Sodann darf nicht vergessen werden, daß nur die schlechteren der eingebornen Christen vor den Gerichtshöfen erscheinen, die edler und geistlicher Gesinnten sich aber nie dort einfinden. Doch auch, wenn wir über alle diese Entschuldigungsgründe hinwegsehen und die Sünde in ihrer schlimmsten Gestalt ins Auge fassen, dürfen wir diesen anererbten Hang unserer indischen Mitchristen nicht zu streng tadeln, wenn wir mit Scham und Beugung der Trunksucht gedenken, welche bei unserem Volke unter den Armen herrscht, und der selbstsüchtigen Weltlichkeit unter den Reichen. Dr. Caldwell hat den Unterschied zwischen der christlichen Kirche in Europa und der in Tinnewely in folgenden Worten treffend geschildert:

„In der alten Christenheit, besonders in unsern von Menschen wimmelnden Städten, betreten viele von denen, die sich Christen nennen, nie ein Gotteshaus, beugen nie ihre Kniee im Gebet vor Ihm, öffnen nie Sein Wort und brauchen Seinen Namen nur, um dabei zu fluchen. Solche Leute haben kein Recht an den Christennamen, und wenn sie ihn dennoch tragen, so heißt das nur so viel, daß sie keine Muhammedaner oder Buddhisten sind. Anders in Tinnewely: dort würden ihre Namen aus dem Kirchenregister gestrichen und die Gemeinden kämen in Verruf, wenn sie solche Glieder zählten. Wenn wir in Tinnewely von Namenchristenthum sprechen, so verstehen wir darunter etwas, was noch immer ein gewisses Recht an den Christennamen hat. Unsere Namenchristen kommen in die Kirche, schicken ihre Kinder in die Schule, steuern zu den verschiedenen mildthätigen und religiösen Zwecken bei, und unterwerfen sich mit erstaunlicher Willigkeit der Kirchenzucht; um es kurz zu sagen, viele unserer „Namenchristen" würden in manchen Gemeinden Englands für sehr gute Christen und wackere Glieder der Kirche gelten. Wenn wir sie dennoch nur Namenchristen nennen, so thun wir das, weil wir in ihnen nicht „die Kraft der Gottseligkeit", nach der unser Herz sich für sie sehnt, und nicht das „neue Leben" des wahren Christenthums sehen, und es daher nöthig finden, sie von der weit kleineren, aber ungleich wichtigeren Klasse derjenigen eingebornen Christen zu unterscheiden, deren Wandel zeigt, daß sie aus Gott geboren sind."

Die Frage, wie wir sie anfangs aufstellten, ob bei dem Verlassen des Heidenthums die Tinnewely-Christen sich wirklich von ganzem Herzen zu dem lebendigen Gott bekehrt haben, und statt deren Beantwortung wir zunächst nur einige äußere Zeichen christlicher Sitte und Bildung anführten, ist vielleicht zu ernst und groß, um überhaupt von Menschen gestellt und beantwortet zu werden. Denn eine wahre Herzensbekehrung zu beurtheilen, ist kaum unsere Sache. Wir können mit Bezug auf die soeben angeführten Worte Dr. Caldwells nur wiederholen, daß die Missionare, die sicherlich weder Schwärmer sind, noch alles um sich her in rosiger Farbe erblicken, sondern vielleicht eher dazu neigen, von ihren Bekehrten zu nieder zu denken, unter vielen Schmerzen und Entmuthigungen, wie sie auch der Apostel Paulus in seinen Gemeinden zu erfahren hatte, dennoch der festen Ueberzeugung sind, daß in jedem Christendorfe Gott

sich eine kleine Heerde erweckt hat, die durch ihre treue Benützung aller Mittel zum Wachsthum in der Gottseligkeit, durch ihren Eifer in guten Werken, durch die Beständigkeit in ihrem Wandel, durch den Frieden, der ihre Wohnungen heiligt, durch ihren Sieg über nationale Vorurtheile und Fehler und durch ihren innigen Glauben an Gottes Liebe die Echtheit ihrer Bekehrung beweist. Wir hoffen, auf dem Denkzettel, der vor dem Herrn geschrieben ist, wird eine schöne Anzahl von Namen solcher Tinnewelier stehen, die Ihn fürchten und an Seinen Namen gedenken.

Fragt man zum Schluß, welche menschlichen Mittel haben wohl am meisten beigetragen, diese Erfolge herbeizuführen? so läßt sich hierauf nur sehr vorsichtig eine Antwort wagen. Von den Karenen mag wohl behauptet werden, daß sie ein für das Evangelium besonders vorbereiteter Volksstamm waren; von den Kols in Ranschi, daß sie wenigstens nicht die Vorurtheile des Hinduismus hegten. Der Dämonendienst ist im Ganzen ein barbarischeres, widerlicheres System als die Anbetung von Kali und Krischna, die sich noch mit allerhand höheren Wahrheiten und jedenfalls mit großen Nationalerinnerungen vermengt hat; darum mag er auch wohl schon einem verhältnißmäßig schwachen Strahl des wahren Lichtes weichen. Wer einigermaßen ahnt, daß Gott die Liebe ist, kann sich mit dieser Religion der bloßen Furcht nicht länger abspeisen lassen.

Immerhin haben auch die Schanars ihre Vorurtheile, die ihnen den Uebertritt zu einer Religion der Gleichheit und Brüderlichkeit erschweren. Sie sind sicherlich zähe Anhänger an ihr Kastenwesen, wie sich noch bei dem letzten Schisma in Nazareth zeigte. Da tauchte unter ihnen die sonderbare Ansicht auf, sie seien eigentlich ein fürstliches Geschlecht wie die Radschputs, und ihre Stammeltern seien palmenbesteigende Könige gewesen. Man fand in Tinnewely da und dort venetianische Zechinen, welche den Bischofshut und Hirtenstab auf ihrem Gepräge zeigen. Nun glauben viele Schanars, diese Zeichen bedeuten den Steigstock und Gerätheſack, welche ihnen beim Ersteigen der Palmen so nöthig sind; und einige Aehnlichkeit läßt sich nicht verkennen. Also müssen diese Zechinen die Münzen ihrer fürstlichen Stammväter gewesen sein. Und diejenigen Christen, welche sich von den Missionaren getrennt haben, begünstigen alle diese tollen Einfälle und wehren sich hartnäckig gegen alles, was einer Einfuhr aus der Fremde gleichsieht.

So läßt sich denn hier nicht von einem für den guten Samen besonders vorbereiteten Erdreich reden. Mehr Gewicht möchte dem Umstand zuzuschreiben sein, daß die Missionare sich nicht an die Bevölkerung großer Städte wendeten, wo der Einfluß des tüchtigsten Missionars gegenüber dem Ansehen der Brahmanen und der Macht der Kaste ein völlig verschwindender ist, sondern gleich ins Herz des Landes und in die Mitte seiner Bauernschaft eindrangen. Wir wissen, daß in Städten oder großen Gemeinden Indiens oft schauerliche Verfolgungen ins Werk gesetzt wurden, um Bekehrungen zu verhindern; da fanden denn die Missionare in Tinnewely einen minder schwierigen Boden. Sie besuchten die Bauernhütten, errichteten ihren Kindern Schulen, machten sich mit den Alten und ihren Bedürfnissen bekannt und gewannen ihr Zutrauen, bis sie als Rathgeber und Freunde, ja als von Gott gesandte Lehrer anerkannt wurden. Persönlicher Einfluß, so nöthig zu jedem guten Werk, richtet bei den Hindu's das meiste aus (und selten, fügen wir das bei, ist einem Manne mehr von dieser guten Gabe geschenkt worden, als dem seligen Rhenius). Auf den Einfluß des Missionars und seiner Familie folgte sodann alsbald der Einfluß, welchen die kleinen Gemeinden ausübten, der Anblick des christlichen Gottesdienstes, die Früchte des Schulunterrichts, die zunehmende Bildung, Wohlhäbigkeit und Respektabilität derer, die den neuen Weg einschlugen. Gerade jetzt, sagen die Missionare, lasse sich die Warnung unsers Herrn, daß des Menschen Feinde seine eigenen Hausgenossen sein werden, auf Tinnewely am wenigsten anwenden; so gar häufig seien die Fälle, da der Einfluß Eines Mannes die ganze Familie, ja ein ganzes Dorf zu Christo herüberziehe, durch die mächtige Wirkung, die von Einem christlichen Haushalt auf die umgebende heidnische Finsterniß ausgehe.

Es ist neulich wieder einmal die Ansicht ausgesprochen worden, als ob die Massen Indiens nur durch ein System der strengsten Weltentsagung seitens der Missionare fürs Christenthum elektrisirt und gewonnen werden könnten.*) Die Tinnewely Missionare bieten hie-

*) „Christliche Nänaks, englische Guru Göwindas (d. h. Männer, wie die Stifter der Sikh-Sekte) wären die Leute, in Indien eine Flamme neuer Begeisterung zu wecken. Wir brauchen christliche Fakire (Mönche), wilde, rauhe, feurige Naturen, nicht die nüchternen, geschniegelten Herren der anständigen Routine, wie sie aus der Schule der weißen Halsbinde hervorgehen ꝛc.“ Calcutta Rev., vol. XXX and Macmillan's Magazine Vol. X.

für keinen Anhaltspunkt. Weder sind sie nach Art der Jogis durch das Land gelaufen, noch haben sie allen Annehmlichkeiten christlicher Civilisation entsagt. Sie haben sich schon von dem Panka (Fächer) über dem Eßtisch fächeln lassen und verschmähen nicht einmal ein Glas Wein oder Bier; wahre Bedürfnisse für die Gesundheit, wie uns scheint, in diesem Klima. Sie halten es für keine Sünde, „zweimal des Tages zu baden und ihre Wäsche zu wechseln"; im Gegentheil, sie haben sich zu dem Luxus der Schwimmbäder verstiegen, und wer etwas von Bazarpredigt an einem heißen staubigen Tag Indiens erfahren hat, wird es dem Prediger nicht übel nehmen, wenn er gern in frischem Hemd sich ans Abendessen setzt. Was wir vor einigen Jahren unserer Geistlichkeit über diesen Einfall sagen zu müssen glaubten, möge hier eine Stätte finden.

„So weit meine Beobachtung reicht, ist der Vorwurf, daß die Missionare ein üppiges Leben führen, völlig grundlos. Ich fürchte vielmehr, daß hier (in Kalkutta) bei den hohen Preisen aller Lebensbedürfnisse und ihren geringen Besoldungen es ihnen nicht immer möglich ist, sich auch nur alle die Bequemlichkeiten zu verschaffen, die in Indien zur Erhaltung der Gesundheit und zu wirksamer Arbeit erforderlich sind; und auf dem Lande habe ich noch in keinem Missionshause irgend etwas gesehen, was sich nicht mit der Stellung eines Mannes vertrüge, dessen Beruf es ist, das Reich Christi unter den Ungläubigen aufzubauen, und der daher auch die klar vorgezeichnete Aufgabe hat, ein einfaches, selbstverläugnendes Leben zu führen. Aber wenn man von euch fordert, ihr sollet christliche Fakirs werden, dürft ihr getrost antworten, daß Mönscherei kein Bestandtheil des Evangeliums ist; daß, was ihr auch in dieser Richtung versuchen möchtet, doch nimmer den Thaten des muhammedanischen Fakirs und des indischen Jogi gleichkommen würde; daß der Versuch, die Frömmigkeitsübungen der Eingebornen nachzuahmen, schon von Robert de Nobili und den Jesuiten-Missionaren des siebenzehnten Jahrhunderts gemacht worden ist, ohne solche Erfolge nach sich zu ziehen, wie sie zu einer Wiederholung dieses Versuchs ermuthigen könnten. Suchet dagegen in einem höheren und wahreren Sinn als sie, wenn auch nicht in selbstverläugnenderer Weise, was kaum möglich wäre, den Seelen, an denen ihr arbeitet, durch eure Hingebung an euer Werk, eure Anstrengungen, in ihre Bedürfnisse und Gefühle einzudringen, eure Bereitwilligkeit, ihnen in ihren Nöthen beizustehen, und die völlige

Uebereinstimmung eures Wandels mit der Lehre, die ihr verkündet, einen Eindruck von der Realität eurer Sendung und der göttlichen Schönheit des wahren Christenthums zu geben. In Cyprians Zeiten breiteten die Verkündiger des Evangeliums den christlichen Glauben in Karthago nicht dadurch aus, daß sie es den Geweihten Baals und der Astarte gleich zu thun suchten, sondern indem sie trotz blutiger Verfolgungen während der Pestilenz die Kranken besuchten und die Todten begruben, und so durch Wohlthaten feurige Kohlen auf die Häupter ihrer Feinde sammelten."

Kein Zweifel, daß ohne Selbstverläugnung kein lebendiges Christenthum denkbar ist; sie wurde aber auch von den Missionaren Süd-Indiens nicht vernachlässigt, obgleich sie die Hindu's nicht durch Nachahmung ihrer eigenen Heiligen zu bekehren, sondern eine Gemeinde von Christen aufzubauen suchten, die da tüchtig wären, Gott einen vernünftigen Gottesdienst darzubringen, und die da wüßten, daß sie nicht klugen Fabeln folgten, indem sie sich zu Jesu wandten. Viele jener Missionare könnten recht wohl ihren Platz in den Reihen der Gelehrten und Prediger in der Heimat ausfüllen und alle Freuden einer feinen und geistig anregenden Gesellschaft reichlich genießen. Aber sie ziehen es vor, im dumpfen Palmenwalde zu wohnen, um die in dieser argen Welt zerstreuten Schafe Christi zu suchen; sie schrecken nicht davor zurück, wo es Noth thut, auch in den Hütten der Eingebornen zu schlafen, von der Speise der Eingebornen zu essen und in der heißen Junisonne und unter den gefährlichen Ausdünstungen des Septembers zu Fuß von Ort zu Ort zu gehen, um den Arbeitern auf dem Felde und den Weibern am Brunnen von der Liebe Jesu zu erzählen. Auf der andern Seite aber betrachten sie es auch als eine praktische Verkündigung des Evangeliums, wenn sie in einem halbbekehrten Dorfe in ihrem eigenen Hause das Muster eines christlichen Familienlebens darstellen, aus dem so mancher Segen und so manche Tröstung in die Hütten der armen Nachbarn ausgehen kann. Und da soll Ein Vortheil, den die Missionare hatten, nicht verschwiegen werden. Kaum ist eine Provinz Indiens von europäischem Einfluß weniger berührt als Tinnewely. Viele Bauern haben dort noch keinen europäischen Soldaten, Beamten oder Pflanzer gesehen und stellen sich unter einem Weißen fast nothwendig einen Missionar vor. So übte denn auch das Christenthum, das den Eingebornen nur in so reiner, edler Gestalt entgegentrat, eine besondere Anziehungskraft aus

und die Missionare hatten wenig mit den Hindernissen zu kämpfen, welche in dem Schandleben von Namenchristen dem Evangelium sich entgegenthürmen. Irgendwie hat die Arbeit der Missionare das Siegel des göttlichen Segens erhalten und ihr großer und fortwährender Lohn ist es, daß sie allmählich ihre Ernte einthun dürfen; denn verschieden vom übrigen Indien ist es hier dem gleichen Manne, der den Samen ausstreute, gestattet, auch die Ernte reifen zu sehen. Jedes Jahr tritt eine Schaar Neubekehrter in die Reihen der Streiter Christi ein, und wer immer Ihn als seinen Herrn erkennt, darf Ihm danken für die herzliche Frömmigkeit, die Sein Geist durch die Arbeit dieser treuen Diener in die Herzen so vieler tausend einfacher Landleute in Tinnewely und Travankor gepflanzt hat.

Missions-Zeitung.

Aufruf der Brüdergemeinde.

(Schluß.)

Aus Magdala schreibt Br. Grunewald:

Die September-Sonntage waren reich gesegnet; ein junger Mann bekannte öffentlich: Ach, ich war verloren, aber der Herr hat mich gefunden! Am 1. Oct. war die feierliche Einweihung des Kirchleins in Reitapura; ein festlicher Tag! Viele Geschwister von hier waren im Boot mit herzugekommen und freuten sich, daß die Indianer ein so schönes Bethaus bekommen haben. Auch unser liebes Magdala sah so freundlich aus, es hatte eben einen weißen Anstrich bekommen, Haus und Kirche und Alles war gut hergestellt worden. Alles ging in der besten Ordnung, so gut es eben hier sein kann. Da kam der verhängnißvolle 18. October und ein furchtbarer Orkan hat Alles zerstört!

Schon am Morgen war der Himmel trübe, ein heftiger Nordwind wehte mit Regen, aber Niemand ahnte, was da kommen würde. Die Abendversammlung mußte des Regens wegen ausfallen. Um 8 Uhr wurde das Toben des Windes heftiger, mit immer gewaltigeren Stößen gegen unser Haus. Wir versammelten uns zum Gebet, in welchem wir den Herrn um Seinen Schutz anflehten, weckten unsre Kinder, die bereits schliefen, und machten uns fertig, das Haus zu verlassen. Da stürzte schon das Dach zusammen, und die starken Pfosten wichen aus ihren Fugen. Nur mit des Herrn Hülfe kamen wir glücklich in die Kirche. Auch diese zitterte und bebte in allen Fugen. Mit dem Lehrer Beckford vereinigten wir uns wiederum im Gebet. Das Toben des Sturmes

viele derselben kaum einen Begriff haben von der Art und Ausdehnung des dortigen Werks. Theilweise tragen die Schuld davon gewiß die Missionare, deren Berichte oft nicht anziehend und lebendig genug geschrieben sind; aber der größere Theil derselben liegt doch an der Gleichgiltigkeit der Leser, die wohl von spannenden Erzählungen einen Eindruck behalten, aber einer auf vielen Punkten betriebenen, ruhig verlaufenden Arbeit geringe Theilnahme zuwenden und der Mehrzahl nach sich auch bei sorgfältig ausgearbeiteten statistischen Verzeichnissen wenig zu denken vermögen. Da finden dann (englische) Schriftsteller, die im Eisenbahn- und Telegraphennetz das einzige Heil Indiens sehen, leichten Eingang und brauchen sich kaum vor Zurechtweisungen zu fürchten, wenn sie mit eigenthümlicher Lust den Charakter der Missionare anschwärzen und den Erfolg ihrer Arbeit verkleinern. So durfte eine gelesene Zeitschrift die Behauptung aufstellen, die Zahl der eingebornen Christen in ganz Nord-Indien belaufe sich nur auf 8000 Seelen, während doch aus Dr. Mullens genauer Statistik der indischen Missionen zu ersehen ist, daß außer jenen im Bericht der kirchl. Gesellschaft genannten 8000 Seelen noch mehr als 18,000 in der Pflege anderer Gesellschaften stehen. Daher möchte es wohl der Mühe werth sein, einen Ueberblick über eine der gesegnetsten Missionen zu geben. Unsere Mittheilungen sind theilweise die Frucht von Gelesenem, theilweise von selbst Gesehenem. Und das dürfen wir jedenfalls versichern, daß indem wir eine Widerlegung derjenigen unternehmen, die ohne Prüfung das Missionswerk in diesem Lande unterschätzen, wir uns ernstlich hüten werden, es unsererseits nicht zu überschätzen. Wir werden durchaus nichts sagen, wovon wir nicht Augenzeugen waren, oder wofür wir uns nicht auf glaubwürdige Autoritäten berufen können.

Für Jemand, der nicht selbst in Tinnewely war, ist es schwer, sich einen richtigen Begriff von dem eigenthümlichen Charakter der Landschaft zu machen. Wenn der Reisende einen der Kirchthürme besteigt, die jetzt über das Land hin zerstreut sind, sieht er vor sich eine wellenförmige, feuerfarbige Ebene mit steifen, gerade aufstrebenden, dünnbewipfelten Fächer-Palmen besetzt, und nur da und dort durch einen Gürtel von reichem, frischem Grün unterbrochen. Diese unfruchtbaren Regionen werden Têri's genannt. Ein Têri ist nämlich ein sanft ansteigender rother Sandhügel, der keine andere Vegetation trägt als die Palmyra-Palme. Am Fuße des Hügels reichen unter-

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset